

# Der Mörder Winhard's

## Das Resultat des 100000 Mark Preisauschreibens

Wir veröffentlichen nachstehend die mit dem ersten Preise prämierte Arbeit. Es handelte sich bekanntlich darum, in dem Roman „Das Glück der Edith Hilge“ von Otto Soyta, einen Mordfall aufzuklären und den unbekanntlichen Mörder zu überführen. Um unseren Lesern den Roman ins Gedächtnis zurückzurufen, geben wir im Folgenden eine kurze Übersicht über den Inhalt desselben.

Die Redaktion

Am ersten Stockwerk des Parkhotels lag ein toter Mann. Rings herrschte Stille. Stunden mochten vergangen sein, seit der letzte Mensch in diesem Raum gematet hatte. Und in dieser Stille wehte noch ein Schauer einer geheimnisvollen Größe, die erst wieder beim Erscheinen der Menschen diese Stätte verlassen würde. Das, was jetzt hier in der Einsamkeit und Ruhe war, hieß Tod. Menschen würden später an seine Stelle etwas unendlich Kleineres setzen: Mord. Sie würden die ungeheuerliche Tatsache, daß einer, der da sahnte und strebte wie sie, aufgehört hatte zu sein, nicht erfassen. Sie würden an ihr vorbeigehen und sich an Nebensächliches halten: an die Art, wie es gesehen. Und neben der unerfaßten Majestät des Lobes werden sie ihre kleine Geschäftigkeit aufpassen, die in diesem Falle Gerechtigkeit gegeben wird. —

Georg Winhard war ermordet. Der Hotelbedienter Halbrecht hatte es zuerst bemerkt. Die Türe zum Schlafzimmer Winhard's war offen gestanden. Deutliche Fußspuren führten auf den Korridor hinaus. Wanges im Zimmer war in Unordnung: es waren Leute hier gewesen, nun lag ein Toter da. Wie ein Kaufmann verbreitete sich die Nachricht im Hotel. Die Kellner und Hausdiener trugen sie in alle Räume. Der Geschäftsführer des Parkhotels erschien. Es war eine gefäßliche Sache, er wollte Ordnung in die Situation bringen, den Ruf des Hotels wahren. Er schickte zum Arzt, ließ die Polizei alarmieren, telephonierte zu den Redaktionen und bat sie um diskretes Verschweigen des Hotelnamens. Die Spielergesellschaft, die das Parkhotel bevölkerte und die noch in den Morgenstunden in dem Spielsaal glerig das Rollen des Goldes, das Anhäufen der Geldscheine verfolgte, fuhr erschreckt auseinander, als jemand die Nachricht von Winhard's Tod über den Tisch rief. Winhard, der unheimliche Spieler, der Abend für Abend mit eiserner Ruhe am Tisch saß, bis zu einer bestimmten Gewinnsumme von 3000 Mark spielte und dann ebenso unergründlich und gleichgültig mit seinem Gewinn den Spielsaal verließ. Dieser übermenschenmäßige Spieler, der das Glück zwang, Georg Winhard, war tot. —

Der Polizeibeamte Brann stand im Zimmer des Ermordeten, betrachtete anscheinend gleichgültig die umherliegenden Gegenstände, nahm kaum Notiz von Friedrich Gerold, dem Diener-Detektiv, den sich Winhard's Baune gelistet hatte. Es war eine sonderbare Sache, daß Winhard seine Ermordung vorauswußte und noch sonderbarer, daß er nichts tat, sie zu hindern. Hatte er einen ersichtlichen Grund oder war es eine bloße Marotte, Friedrich Gerold, den Inhaber des Detektivbüros „Wichtig“, in seine Dienste zu nehmen und ihn zur Sammlung der künftlichen Indizien zu veranlassen? — Gerold hatte den Auftrag, aus dem Nebenzimmer Beobachtungen anzustellen über die Leute, die bei Winhard verkehrten. Nach kurzem Interesse für seine Aufgabe hatte Gerold einen anderen Magnet für sein Leben gefun-

den. Nicht den Beruf, sondern das Spiel, das wie ein unbezwinglicher Dämon seine Fingarme nach all denen ausstreckte, die in das Parkhotel gerieten. Zuerst ungeschicklich-schüchtern hatte er sich in den Spielsaal gewagt um zu „beobachten“, dann war er von dem Mordloch gepackt worden, um in wenigen Stunden in allen seinen Willensträften gelähmt dem Spiel zu verfallen. Seine „hehre Mission“, wie er sich selbst ausdrückte, Verbrechen aufzudecken war ihm entschwunden. Die vielen sich kreuzenden Spuren zum Totenbette Winhard's vergaß er zu belauschen und so konnte ihm die Sprache der Dinge keine Antwort gewähren auf die große Frage nach dem Mörder Winhard's.

Wier Menschen waren es, die deutlich gegen Winhard standen. Menschen des verschiedensten Schicksals, des widerstrebensten Willens, einzig nur in ihrer Feindschaft gegen Winhard. Das „Kaubler“ Altritter, ein Mann niedriger Herkunft, der das Glücksspiel zu seinem Gewerbe gemacht und das Falchspiel organisiert hatte, ein Mensch, dessen Augen vor Habgier leuchteten, dessen Hände die Bluttaten gewohnt waren. Altritter kennt Winhard's Glück, er sieht das viele ihm schätzende Geld und wird von Winhard ironisch abgewiesen, und gereizt als er ihn um eine Beteiligung ersucht. Gründe genug, um Altritters Lohfeindschaft auf sich zu ziehen. Dann war der Kreis derer, die um Edith Hilge waren.

Um Edith Hilge, diese wunderbare, wie ein Mysterium gefestete Frauenfigur, um deren Glück sich vor allem Hauffeld, der gewandte, immer beherrschte Lebensstümmler bemühte. Hauffeld, dem das Leben nur als Sport wert ist gelobt zu werden, rivalisiert mit Winhard, der dem „Glück Edith Hilge's“ im Wege steht. Hauffeld lebt das gleichgültige Leben eines Menschen, der seine Hoffnung hat, sondern nur den einzigen Wunsch, das einzige Streben in seinem „Sport, der Liebe heißt“, verwirklicht haben will, „eine Frau glücklich“ zu sehen. Hauffeld streckt vor nichts zurück, er will sein Ziel erreichen oder tot auf der Bahn zusammenbrechen. Er war Winhard's Freund, solange Winhard das Glück für Edith Hilge bedeutete. Er wurde sein Feind, als Winhard dem Glück entgegentrat.

Hauffeld hat eine eigene Welt um Edith Hilge aufgebaut, eine Welt, die Befehlen gehorcht, wie sie gewöhnlichen Menschen fremd sind. Er hat Leute gewählt, die wie kleine Tiere die Freude und Unterhaltung seiner geheimnisvollen Frau sein sollten. Berni, den Schauspielere, einen bombastischen und doch wieder rabiaten Menschen, der aus seinem kleinen Bühnenleben heraus auf große Laten in der wirklichen Welt sinnt. Er haßt Winhard, weil er aus diesem Haß die „große Tat“ seines Lebens gebären will. Er will das Schicksal Georg Winhard's werden. Noch einen Menschen hat Hauffeld in den Garten Edith Hilge's verpflanzt. Seinen Jünger, den hübschen, schwachmütigen, schwärmerischen Max Weyer. Er ist ein Mensch, der sich von der Senfation des Augenblicks verführen läßt, der nicht die Kraft hat, sein Leben nach den Wünschen zu regeln, die ihn noch wenige Stunden vorher besaßen. Seine wankelmütige Seele, die sich den äußeren Impulsen hingibt, findet im Glücksspiel, wie es im Parkhotel Nacht für Nacht getrieben wird, ihr eigenes Element. Trotz seines „unfehlbaren Systems“ verliert er und muß er verlieren, weil er nicht die Stärke besitzt, das Glück zu wollen. Weyer wird der Liebling Edith Hilge's. In der Liebe zu ihm findet sie die Möglichkeit, sich von Menschen, die ihr Glück wie ein Glashaus um sie bauen wollen, von Menschen wie

Winhard und Hauffeld zu bekriegen und selbst ein Leben zu leben. Mit Weyer will sie stehen, heraus aus der Eifersucht- und Willensatmosphäre Hauffelds. Die Flucht war schon vorbereitet, Weyer hatte von ihr 1500 Mark Kassegeld erhalten. Aber es lag eine Nacht am Spieltisch dazwischen und Weyer konnte nicht widerstehen. Mit allen Feiern seines Herzens hing er an dem veränderlichen Reiz des Spieles, er wollte, er mußte das Geld vermehren und er verlor — verlor alles, was ihm Edith Hilfe gegeben hatte. Er versucht jedes Mittel, um wieder Geld zu erhalten. Er will an Gerold sein „unfehlbares“ System verkaufen, er will zu Winhard gehen, und ihn um 1500 Mark ersuchen. —

Da, an dieser Stelle ist eine Lücke in der Geschichte; Weyer verläßt den Spielsaal und kommt erst nach einiger Zeit wieder zurück, um Gerold Geld zu geben, mit dem er die verlorene Summe wieder gewinnt. Ist er hinaufgegangen in das im ersten Stock gelegene Zimmer Winhards und hat den 1000 Mark-Schein gefunden? hat Alt-ritter, in dessen Besitz man nach dem Tode Winhards die größte Anzahl der Scheine wiederfand, um den Verdacht von sich abzulenken, Weyer einen gefehlt oder hat Max Weyer in seiner Verzweiflung, um Edith Hilfe zu besorgen, Winhard gemordet? Die Spuren sagen es uns nicht; sie veralten uns nur, daß viele für die Täterschaft in Frage kommen, ohne daß deshalb der tatsächliche Mörder durch diese Indizien gekennzeichnet ist. Die Kriminalistik, die der Anfänger-Detektiv Gerold vertritt, versagt angesichts dieser sich widersprechenden Indizien. Alle Schlüsse, die Gerold aus den Indizien zieht, weiß der scharfsinnige Grann auch anders zu deuten. Die menschliche Seele ist eben ein viel zu kompliziertes Ding, um so ohne weiteres durch die „dieser Zigarrenstummel, die man findet“, erklärt zu werden.

Als die Polizeibeamten mit einem Stab von Detektiven und der Gerichtskommission ankamen, konnten sie nur feststellen, daß Winhard durch ein Dolchmesser, das der Täter offenbar mit sich genommen hatte, ermordet worden war. Es wurden Photographien des Tatortes aufgenommen, die genauen Maße der Fußspuren festgesetzt und dactyloskopische Aufnahmen gemacht. Die Fallen Winhards hatten ihre Wirkung getan, die kleinen Nadeln an den Stühlen und Türen hatten winzige Wollföckchen aus den Kleidern der nächsten Besucher gerissen, der mit Graphitblei präparierte Leppich hatte die Fußspuren deutlich sichtbar gemacht. Man fand auch noch als Indizienmaterial einen Manschettenknopf, einen Tropfen Blut auf dem Afterscheiter und einen Zigarrenstummel. Außerdem kam zu diesen polizeilichen Resultaten eine wichtige Ergänzung, die Winhard Herrn Gerold zur Aufbewahrung übergeben hatte. Es war eine Liste, in welcher sich die Namen vieler Persönlichkeiten befanden, zu denen Winhard in der letzten Zeit seines Lebens in irgendwelchen Beziehungen gestanden hatte. Der ärztliche Befund stellte die absolute Tödtlichkeit der Wunde fest und schloß die Möglichkeit eines Selbstmordes fast völlig aus. Jener Schlaf, in welchem Winhard den fürchterlichen Schlag empfangen hatte, war auch kein natürlicher Schlaf gewesen, es war eine schwere Betäubung, die durch eine große Dosis eines Narcotikums herbeigeführt wurde, dessen Reste noch am Boden eines der Trinkgläser, die am Tisch standen, gefunden wurden.

Ein neues Moment! Während die Gerichtskommission am Tatorte weilte, kam plötzlich ein Mann in das Zimmer, drängte sich durch die Beamteten wie neben den Toten vor und sah ihm starr in die Augen, kehrte sich dann um und erklärte mit großartiger Miene und versträubten Armen: „Ich bitte mich zu verhaften. Ich war es, der diesen Mann getötet hat.“ Es war Arthur Berni, der Schauspieler. Es blieb nicht bei dieser einzigen Selbstbeziehung. Berni erhielt einen Nachfolger. Am Morgen des nächsten Tages kam Max Weyer mit bestaubten und zer-

rissenen Kleidern auf das Polizeiamt und erklärte mit lauter, klarer Stimme: „Ich habe es nicht länger ertragen können, ich gestehe, daß ich in der vorliegenden Nacht Georg Winhard ermordet habe.“ Auch Alt-ritter wurde, nach großem Widerstande freilich, in Gewahrsam genommen. Man fand bei ihm den größten Teil jener Scheine, deren Nummern Winhard vor seinem Tode notiert hatte. Er leugnete hartnäckig, Winhard ermordet zu haben und gab an, im Einverständnis mit dem Ermordeten die 1000 Mark-Scheine an sich gebracht zu haben. Auch Hauffeld entging dem Schicksal, in der Mache der Justiz zu fallen, nicht. Er hatte vor seiner Vernehmung durch Grann die Flucht Edith Hilges bewirkt und hatte ihr die Möglichkeit gewährt, allen Fangarnen der Justiz zum Trotz, in irgend einem Erdwinkel unbekannt und unbelästigt zu bleiben. Aber er hatte sich selbst geopfert; vielleicht weil ihm seine eigentümliche Lebensauffassung ein solches Opfer nicht hart werden ließ, vielleicht, weil es eine Selbstverständlichkeit für ihn war. Hauffeld gab auch das Spiel mit der Justiz erst auf, als er durch Grann erfuhr, daß Weyer aus den Gesezen der Welt, die Hauffeld geschaffen hatte, herausgetreten war, nicht mehr eine Puppe in seinen Händen sein wollte. „Hier ist etwas Unbegreifliches für mich“, sagte er, „heut ist es mir, als ob ich auf einen Fluß gestoben wäre, der nach aufwärts fließt. Das könnte interessanter sein als Ihre Mordaffäre“. Seit dieser Enthüllung hatte Hauffeld das Vergnügen an der Sache verloren, an der Angelegenheit, die Leben heißt. Er trat aus dem „Ringe“, indem er eine kleine, weiße Kugel verschluckte und war kurz darauf ein toter Mann. Welches Wissen hatte Hauffeld mit hinübergenommen? War er der Mann, dessen rüchichtslose Energie die Konsequenz seiner Feindschaft gegen Winhard gezogen hatte, war er der geistige Urheber des Mordes oder nur ein Wissender?

Was half es Grann, was half es dem Untersuchungsrichter, Dr. Hartwiger, daß sie immer wieder über diese mysteriöse Mordaffäre nachgrübelten? Es war ein fanatischer Eifer, der Grann erfüllte, seine Methode in die Tat umzusetzen, die Methode, die verlangte, „daß man ins Gesicht und nicht nach der Fußspur sehe“. Er setzte sich mit Herrn Friedrich Gerold ins Einvernehmen und suchte aus jenen schönen, blankgeputzten Erzählungen vom Falle Winhard den wahren Kern zu ergründen. Er suchte die zweifelhaftesten Spielklubs auf, in denen Eugen Alt-ritter seine Spuren hinterlassen hatte. Er las in den Remouren, die der großartige Arthur Berni in der Untersuchungshaft schrieb, unterredete sich mit dem Arzte Winhards, Dr. Röder, und sondierte das Vorleben des unter so seltsamen Umständen Ermordeten. Er verschaffte sich Eintritt in das Vaterhaus Weyers, um zu erfahren, daß man dasehelt nie und nimmer an die Schuld jenes schwachen, verträumten und lebensfernen Jünglings glauben mochte.

Die Presse führte wochenlange Debatten über den sensationellen Fall; es gab Stimmen, die darauf hinwiesen, daß hier neue Typen von Verbrechern aufgetreten seien, auf die die Sphäre der bisherigen Kriminalistik nicht mehr paßte. Wer immer unter den verdächtigen Personen die Tat begangen hatte, die Möglichkeit, sie zu begehren, bestand für jeden Einzelnen. Zahllose Leute hatten schon in den ersten Tagen nach dem Mord Angaben gemacht und Aussagen zu Protokoll gegeben, aber nur Weniges wurde hierdurch geklärt und die Mordaffäre wurde mit jeder Woche verwirrt und undurchdringlicher. Von geheimnisvoller Seite aus wurde der Versuch gemacht, Arthur Berni und Max Weyer zur Flucht aus der Untersuchungshaft zu verhelfen. Der Versuch mißlang, aber er bewies, daß die Macht Edith Hilges nicht erloschen war. Der Untersuchungsrichter Hartwiger unterließ es, diese seltsame Macht, die gegen ihn stand, mit neuen Haftbefehlen zu bekämpfen. Er sah die Unmöglichkeit ein, durch neue Personen zur Klar-

heit zu kommen. Wo man hingriff, zerrann einem das Sichere und Feste, das man zu fassen vermeinte. Man mußte glauben, daß irgendwo das Reich jener Frau weiterbestand, daß Personen, die jenen Willen höher stellen als Recht und Gesetz, lebten, daß weiterhin Taten

vollbracht wurden, deren Motiv das Glück der Edith Hilfe war, und daß jenes Dunkel, das sich wie eine gähe undurchdringliche Nacht über den Fall Winhard lagerte, in einem deutlichen Zusammenhang stand mit jenem „Glück der Edith Hilfe“.

## Der Erbe Hauffelds

Von Josef Kaiser, München

Motto: „Kobe 1908“

Dr. Hartwiegler sah nachdentlich auf das Briefpatet in seinen Händen nieder. Ergötliche Marken gaben ihm ein seltsames Aussehen und die Adresse in einer ihm unerkannten Handschrift verschwand fast unter den vielen sich kreuzenden Postdampfervermerken. Eine unlogische und doch deutlich sprechende Ahnung sagte Hartwiegler, von wem es kam.

Von Grann — dem plötzlich spurlos Verschwundenen, der schließlich fast sein Freund gewesen war. Soweit Männer in reifem Alter noch Freunde werden können. Sie hatten in der weiteren Bearbeitung der Affäre Winhard ihre Denkart nach und nach möglichst parallel gerichtet und zusammen sich manches neue Resultat der Lebens- und Menschenanschauung gewonnen. Wenn er aufrichtig mit sich selbst war, — war es für ihn freilich mehr ein Lernen von Grann geworden. Aber es war trotzdem etwas wie Freundschaft gewesen. Bis die Entzweiung kam.

Jetzt stieg das alles, das unter zwei Jahren Mühsalarbeit halb begraben, wenn auch nicht vergessen gelegen hatte, wieder vor ihm auf. Zwei Jahre war es her, daß Eugen Altritter dem gemäßigtesten und gefürchtetsten Indigienkriminalisten als Staatsanwalt gegenüber das Spiel verloren hatte, des Raubmordes schuldig gesprochen und zum Tode verurteilt worden war. Ein Urteil, das noch zwei erst im letzten Moment veritellen Ausbruchversuchen unter zynischen Hochworten Altritters vollstreckt wurde. Zwei Jahre war es her, daß Arthur Berni in einer Anstalt für Unheilbare interniert werden mußte, wo sein Leben im Wechsel zwischen den wirren Freuden des Größenwahnes und den Qualen des Verfolgungswahnes abließ.

Und so lange war es auch her, daß Max Weyer verschwunden war. Sämtliche medizinische Gutachter hatten mit einer Einmütigkeit, die sonst nur selten unter ihnen zu finden war, eine gründlichere Beobachtung seines Gesundheitszustandes für dringend nötig erklärt. Schon nach wenigen Tagen hatte man Max Weyer aus der Anstalt auf unbedeckte Art befreit und er war spurlos verschwunden.

In diesen Wochen ging mit Grann — Dr. Hartwiegler sah dies alles jetzt wieder ganz lebendig vor sich — eine schwer zu präzisierende, aber deutlich fühlbare, steigende Veränderung vor. Ein neues, für Hartwiegler unheimliches Element mußte in Grann arbeiten. Er, der eben erst angefangen hatte, sich fast wie freundschaftlich aufzuschließen, rückte wieder ferne, verschloß sich wieder. Und bald kam auch der äußere Riß. Als Grann Hauffelds Vermächtnis annahm.

Hauffeld hatte sein an Seltsamkeiten reiches Leben noch nach seinem Tode um eine neue bereichert. Unter Hauffelds Papieren fand sich eine Spentungsurkunde, in der er Grann eine bedeutende Summe, die als Depot auf einer Londoner Bank lag, überwies. Die Urkunde war einige Tage nach jener Unterredung verfaßt, in der Hauffeld, von Grann geführt, in seiner Welt „jenen Fluß entdeckte, der aufwärts floß“. Aber die Worte dieser originellen Verfügung sagte das Papier, sie sei diktiert von „Achtung für den ebenbürtigen Sportpartner und aus Freude darüber, daß unter den Berufstaxaturen doch immer wieder etwas wie ein Mann zu finden sei“.

Grann befiel sich erst Bedenkens wert, ob er die Spentung, die ihn zum unabhängigen Manne machen konnte,

annehmen wolle oder nicht. Jetzt erklärte er die Annahme. Hartwiegler verbarg ihm sein Befremden nicht. Grann antwortete mit einer distanzierenden Ironie, der Zweck heilige ja seit altersher das Mittel. Und in seiner Art war etwas als sage er Halt: hier hast du keinen Zutritt — hier enden die Rechte deiner Freundschaft. Sein Ton hatte Hartwiegler damals fast an Hauffeld erinnert, wenn der in der Untersuchungshaft kühlen ließ: Hier sind wir an der Grenze meiner Welt. Von hier ab habe ich nichts mehr mit euch zu schaffen.

Hartwiegler fühlte sich empfindlich getroffen und verbarg das nicht. Einige Tage nachher hatte er einen Versuch zum Ausgleich gemacht, war aber auf dieselben Grenzen gestoßen. Von da an gerieten sie sich immer ferner und sahen sich immer seltener, bis Hartwiegler eines Tages vor der überraschenden Tatsache stand, daß Grann die Stadt verlassen hatte. Ohne jemand ein Wort über das Wohin zu hinterlassen und, wie sich Hartwiegler bei seinen Nachforschungen überzeugte, unter Vernichtung jeder Möglichkeit, seinen Wegen zu folgen.

Hartwiegler hatte den schweren Brief in seinen Händen ver-gessen, so lebendig war diese Vergangenheit wieder vor ihm hingetreten. Jetzt begann er häufig die Schnüre und mehrfachen Umschläge des Patets zu öffnen. Wenn dies wirklich Nachricht von Grann war — was war aus dem Freunde geworden. Jetzt nannte er ihn wieder so. Und aus den vagen Antworten, die er sich selbst so oft auf diese Frage gegeben hatte, klang jetzt in seiner Phantasie ein Name auf — der Name jener Frau. Mit jenem schwer nachhallenden Ton, wie er vor zwei Jahren so oft durch seine Gedanken gegangen war —: Edith Hilfe. Wie ein Wort, in dem Schicksale beschlossen liegen. Oder auch nur „Romane“ dachte er in einem Aufzucken seines gewöhnlichen berufsmäßigen Sceptizismus.

Aber er corrigierte sich selbst sofort: War das die Geschichte Walbert Granns, dann war es bei einem Manne wie ihm wohl auch mehr als ein Roman.

Aus dem letzten Umschlage fiel Dr. Hartwiegler geruch ein einzelnes Blatt entgegen. Das waren die ihm wohlbekanntesten Klaren und doch nicht kalt bedanklichen, energischen, wohlgeordneten und dabei doch phantasievollen Schriftzüge Granns. — „Eine richtige Dichterschrift, die aber schon gar nicht für Detektivberichte paßt“, hatte Hartwiegler sie einst lächelnd genannt.

Grann schrieb:

Lieber Freund! So darf ich Sie doch in der Erinnerung an die Tage unserer gemeinsamen Arbeit nennen. Warum ich schreibe? Vielleicht nur wie einer, der unwiderruflich in eine neue Welt ausgewandert ist und doch wenigstens einen „dahem“, in der alten Welt, haben möchte, der die Motive und Gesichte dieses Entschlusses kennt. Oder nur wie der Selbstmörder — verstehen Sie den Vergleich nicht falsch und nehmen Sie ihn ja nicht tragisch! — der ja auch wenigstens einem Menschen erklären will, warum er die Grenze zwischen diesem und jenem anderen Leben überschreitet.

Mehr vielleicht noch aus einem andern Grunde. Das Leben in meiner neuen Welt rüttelt selbst an den Grundfesten des gewöhnlichen Denkens und revolutioniert die Seele von Grund aus. Ich habe diesen Prozeß an mir mit aller Objektivität und Schärfe beobachtet, die einem Men-

sehen sich selber gegenüber möglich ist, und meine Resultate in vielen Stunden immer wieder überprüft. Aber das geschriebene Wort objektiviert und präzisiert doch viel scharfer als das noch so oft Bedachte. Ich werde also beim Niederschreiben meiner Resultate vielleicht selbst noch Neues lernen. Warum ich gerade Ihnen schreibe? Nach der Art, wie wir in den „Winhard-Lagen“ schließlich zusammen gearbeitet haben, sind Sie einer der wenigen, die mich verstehen könnten. Und dann — ich bin aus Ihr Schuldner fortgegangen. Ich konnte damals zum Schluß, ehe ich fortlief, Ihren freundschaftlichen Bemühungen — wenigstens äußerlich — nicht mehr ganz gerecht werden. Vielleicht nehmen Sie diese betagenden Aufzeichnungen als Dank und Ausgleich dafür.

Ihr Grann.

Dr. Hartwegler sah in einem seltsamen Widerspruch zwischen Kinetik und Wertetheil auf den Brief nieder. Ja, das war wirklich die Sprache eines Mannes, der unwillkürlich in eine neue Welt ausgewandert war, und nun auch den letzten Rest der alten Welt von sich ab tat.

Bei diesem Gedanken griff Dr. Hartwegler fast automatisch nach den Briefumschlägen und prüfte sie dann sorgfältig. Er sah bald: hier war mit umfichtiger Überlegung und zweifellos unter Benützung zahlreicher Mittelspersonen jede Spur, die nach dem wahren Herkunftsort des Briefes führen konnte, vermischt.

In Granns Aufzeichnungen war zu lesen: Schon meine eigene Arbeit am „Falle Winhard“ hatte mich die Freude an meinem Beruf nicht erhöht. Durch die Art, wie der Fall offiziell erledigt wurde, verlor ich sie ganz.

Und gerade in dieser Zeit gewann ich durch immer erneuertes „Nachdenken“ dieser Menschenleben und ihrer inneren Geschehnisse eine feste Überzeugung von der Person des wahren Schuldigen. Eine in immer neuen Nachprüfungen so absolut gewordene Überzeugung, daß ich es unternommen hätte, den Schuldigen zu überführen. Vor einem Gerichtshof freilich, wie mir ihn wahrscheinlich auch in fünfzig Jahren noch nicht haben werden — einem Gerichtshof, der statt der „äußeren Indizien“ die „inneren Indizien“ sucht und wertet.

Da stand der Gedanke in mir auf, der mich dann nicht mehr losließ. Wo die alten Diener der Gerechtigkeit versagt hatten, da wollte ich ihr ein neuer, besserer sein. Ich mußte, daß es unendlich schwer sein würde. Ich mußte aber auch: Was dem Beamten mit seinen beschränkten

Hilfen ein unlösbarer Fall ist, ist vielleicht doch zu lösen, wenn es ein unabhängiger Mann mit reichen Mitteln zu seiner Lebensaufgabe macht.

Und so habe ich Hausfelds Vermächtnis angenommen. Daß ich an meine Aufgabe im Geheimen gehen mußte, ohne jemandem ein Wort darüber zu sagen, war selbstverständlich. Die Gegner hatten ja oft genug bewiesen, wie gut sie immer informiert waren, und wie bei ihnen jeder neue Angriff auf eine bereits vorbereitete Abwehr steh. Und wer hätte damals auch nicht gelacht, wenn ich ihm meinen Weg gezeigt hätte, wie ich ihn vor mir sah. Es war ein Weg, den ein Mann bis zum letzten Ende mit sich selbst allein gehen mußte.

Ich traf meine Vorbereitungen und wartete auf meinen unfreiwilligen Führer, den ich mir gewählt hatte. Dr. Röder verließ die Stadt und ich folgte ihm mit der Vorsicht und in dem Abstand, den ich für seine Altruismuslosigkeit nötig hielt. Aber bald sah ich: Dr. Röder mußte in den letzten Monaten viel gelernt haben und der Nachrichtendienst seiner neuen Freunde funktionierte gut.

Es wurde eine lange Irrfahrt und ich habe dabei die halbe Welt gesehen. Aber es war nichts von meinem „neuen Dienst“ dabei, sondern nur die alte Arbeit, wie ich sie früher getan. Und so ist es denn auch eine gleichgültige Außerlichkeit, wie ich endlich doch an den Ort kam, wo ich meinen Schuldigen stellen konnte.

Am Orte war ich nun. Jetzt war es nötig, in den „Kreis“ zu kommen, in die neue Welt, in der ich meine neue Arbeit tun wollte. Aber ich mußte so kommen, daß man meine frühere Tätigkeit vergaß, als ein anderer, neuer Grann, dem niemand mißtraute, dem niemand entgegenarbeitete.

Es vergingen Wochen. Alle meine Versuche, so verschiedenartig sie sein mochten, waren vergeblich. Sie verließen alle gleich. Das Resultat war immer wie ein Stoß gegen eine elastische Wand, bei dem man sich nicht verletzt, von dem aber auch keine Spur zurückbleibt. Ich war rational, aber auch nicht einen Augenblick lang kam mir der Gedanke, mein Ziel aufzugeben.

Da erschien eines Tages Dr. Röder bei mir. Er schien mir in den Monaten dieses Alter geworden. Sein Gesicht war zerarbeitet und wie geräutert, aber ein Ausbruch von Hartnäckigkeit, der das Ganze beherrschte, ließ ihm den Anschein von Energie und Festigkeit. Er ging ohne Umwege auf den Zweck seines Besuches los.

(Fortsetzung folgt.)

# Der Erbe Hauffelds

1. Fortsetzung. Motto: „Röbe 1908“

Von Josef Kaiser

Im 100.000 Mark-Preisausschreiben der  
S. 1. B. mit dem Hauptpreis ausgezeichnet

Sie sehen, ich bin gar nicht erstaunt, Sie hier zu finden. Wir wissen natürlich auch von Ihren Versuchen, in den „Kreisl“ zu kommen. Es ist nichts in dem Kreisl, das eine Entdeckung zu fürchten hätte. Aber er hat genug von jener „andern Welt“, will jeden Kontakt mit ihr vermeiden. Die nötigen Abwehrmaßnahmen dagegen sind getroffen. Sie werden das Vergebliche jeder Bemühung, diese Abneigung zu brechen, einsehen, wenn ich Ihnen sage, daß die Schutzorganisation noch von Hauffeld geschaffen ist. Haben Sie also das Ziel, so wäre Ihr Eindringen nutzlos und nur für beide Teile lästig. Geben Sie mir aber Ihr Wort, daß Sie derlei nicht beabsichtigen, so wäre Ihrem Wunsche nichts im Wege. Das Wort eines Mannes, den Hauffeld ausgezeichnet hat, wie Sie, genügt.“

Dr. Röder hatte rasch und präzise gesprochen, aber ohne jeden Unterton, ganz unpersönlich. Fast wie man spricht, wenn man den Auftrag eines andern überbringt, ging es mir durch den Kopf.

Ich antwortete: „Wenn Sie so gut informiert sind wie sonst immer, dann wissen Sie ja, daß ich mit „Drüben“ fertig bin. Meine Absichten schließen jede Möglichkeit des unerwünschten Kontaktes aus. Mein Wort.“

Dr. Röder fragte nicht nach meinen Absichten, ich nicht nach dem Grunde, warum mein Wunsch nun plötzlich erfüllt wurde. Standen sie im Widerstreit, so würde er ja ausgekämpft werden müssen. Am andern Tage sah und sprach ich Edith Hilge und Max Weyer. Und an dem-

selben Tage begann ich die Arbeit in meinem neuen Dienst der Berechtigung — begann mein Prozeß gegen Max Weyer.

Es war eine seltsame Welt, an die ich früher nicht einmal geglaubt hätte, und in der ich jetzt lebte. Wo draußen Rechte, Pflichten, soziale Notwendigkeiten die Menschen und ihr Tun bestimmten, beherrschte sie hier die Phantasie. Schrankenlos und unbedingt. Eine Phantasie des Hirns, der Seele und der Sinne, die alle Höhen und Tiefen des Menschlichen umspannte. Die Phantasie einer Frau. Die Phantasie des Urweibes, dem noch Elementarkräfte erhalten sind, so daß seine Träume wie in notwendigem Geschehen zu Wirklichkeiten werden.

Ich war mir klar bewußt, daß auch ich selbst in dieser Atmosphäre ein anderer werde. Gedanken- und Empfindungsergebnisse, die für mich Jahre lang festgestanden hatten, kamen in Bewegung. Schwanden ganz oder füllten sich mit einem neuen Licht, mit andern Farben. Und neue, früher nie gekannte wuchsen daneben empor. Mein eigenes Ich mutete mich manchmal fremd an, so wie man etwa eine im Sonnenlicht wohlvertraute Landschaft in der ersten Mondnacht fast nicht wiedererkennt.

Wohrnuß fand ich mich in diesen Wochen vor der Frage, ob mich durch Dr. Röder nicht Edith Hilge selbst gerufen hatte. Dr. Röders Art bei dem Besuche ließ diese Annahme zu und verschiedene Details, die ich in der Zeit beobachtete, sprachen zum mindesten nicht dagegen. Ich

wußte zu der Zeit auch schon, daß eine Antwort auf diese Frage auch für meine selbst gestellte Aufgabe in mehr als einer Hinsicht interessant und fördernd gewesen wäre.

Trotzdem wurde ich von da ab noch wachsam in meiner Selbstkontrolle. Mein eigenes einflussiges Wort von „dem Gift in dieser Atmosphäre“ fiel mir wieder ein. War hier wirklich ein Gift, vor dem man sich hüten mußte? Ich konnte darüber lächeln.

So lange ein Mann sein Ziel frei und unabhängig wählt und festhält, so lange ist er gesund, immun gegen Gifte. Und ich hatte mein Ziel gewählt und hielt es fest. Und dieses Ziel hieß nach wie vor: Meine neue Art des Gedächtnisdienstes üben an dem Mörder Georg Winthards.

Max Weyer schien Sympathie für mich zu haben und meinen Verzicht zu suchen. Ich konnte mir das anfangs nicht erklären, bis er eines Tages in seiner sprunghaften, etwas trabenhaft naiven Art zu mir sagte: „Ich halte sehr viel von Ihnen, Herr Brann.“ Auf mein abwehrendes: „Dazu haben Sie doch keinen besonderen Grund?“ antwortete er ganz ernst: „Doch — weil Hauffeld viel von Ihnen gehalten hat.“ Max Weyer war der alte geblieben oder — besser gesagt — noch mehr geworden. Nervös, sprunghaft, jeden Gedanken, jede Empfindung fast hysterisch übertreibend, flackernd wie ein Kerzenlicht im Winde. Jetzt war er wie im Fieber, gefiebert, sich übernehmend, jungenhaft sicher — in der nächsten halben Stunde brach er hallos zusammen, zerschlugen, melanchollisch bis zum Weinerlichen. Sein in den Farben der Erregung noch immer hübscher Knabenkopf konnte dann einen milden, kranken, fast direkt greisenhaften Zug bekommen. Aber ein Neues war an ihm: Eine Macht in ihm oder über ihm mußte ihn gelehrt haben, wenigstens in gewissen äußersten Grenzen Disziplin zu halten. Wenn er sich jetzt anstrengend maßlos gehen ließ, an einer ihm plötzlich klar werdenden Grenze hielt er inne und kam zurück wie ein gerufenes Kind. Das zeigte sich am deutlichsten beim Trinken und beim Spiel. Er trank in der Erregung häufig und viel, aber wenn er süßte, daß er die Herrschaft über sich verlor, ging er. Wir gingen fast jeden zweiten Abend in einen Spielzirkel, Dr. Räder kost immer mit, oft auch noch einige andere „Freunde“. Max Weyer spielte wie früher, fähig, unbeherrschert, noch immer auf sein System verschworen. Er spielte mit wechselndem Glück, gab aber immer bei einer gewissen Höhe des Verlustes auf. Freilich nur zögernd und sichtlich in einem quälenden Kampf, in dem er sich wohl mehr als einmal nur mit Not an der Niederlage vorbereitete.

An Abenden, an denen Max Weyer früh und schnell im Verlust war, lud ich die Gesellschaft des öfteren in meine Wohnung zu einem Schlußbrinn ein. An solchen Abenden brachte Max Weyer das Gespräch mit Vorliebe auf die Winthard-Affäre. Von den Spielverlusten noch erregter als sonst, erging er sich in den ausweichendsten Thesen. Durch alles, was er dabei sagte, kam ein förmlicher Haß gegen den Toten. Er nannte Winthard einen Moloeh, einen Hampy, dessen infernalisches Spielglück allein schon Grund genug gewesen wäre, ihn zu befehligen. Dabei gab er sich mit seinen oft kindisch feindseligen Einfällen so rüchthaltig, daß das Motiv seines Hasses scheinbar ganz offen zu Tage trat: der Haß des unglücklichen Spielers gegen Den, der einst ein allzuglücklicher gewesen war. Er konnte sich nicht genug tun in immer wiederholten Schläberungen, wie Winthard gespielt habe, mit welcher wahrhaft teuflischen Ruhe und mit welchem stilleren Glück, das allen Naturgesetzen direkt zuwider gewesen sei. Eines Abends brach er bei einer solchen Wiederholung unter unnatürlichem Gelächter siederhaft erregt in das merkwürdige Wort aus: „Ihr braucht Euch gar nicht wundern, wenn der Hampy selbst als Loter wiedertommt, sich an den Spieltisch setzt, uns

alles Geld abnimmt und zuletzt uns unser Blut aus-saugt!“ Wie selbst entsetzt über sein Wort brach er da jääh ab und sagte nach einer Pause, in der er wie abwesend ins Leere starrte, mit leiser, unsicherer Stimme wie entschuldigend: „Was man manchmal für kuriose Einfälle hat —“ An solchen Abenden sprach Max Weyer auch viel von Andreas Haufffeld. Mit einer fast hysterischen Bewunderung und einem frauenhaft schwärmerischen Entschlußmass. Und er sprach so von ihm, als ob es etwas klar Bewiesenes und ganz Selbstverständliches sei, daß Haufffeld den Werd begangen habe. Ja das sei der Mann gewesen, mit diesem Ungeheuer fertig zu werden. Und der Mann dazu, sich im richtigen Augenblick mit der ruhigen Entschlossenheit des wahren Helden den Richtern zu entziehen, die für einen Übermenschen wie ihn unzufänglich waren. So sagte er wörtlich.

Eigenartig berührte es mich auch, daß Max Weyer sich bei diesen Gesprächen mit einer verblüffenden Selbstverständlichkeit so hielt, als sei er selbst nie tiefer in den Fall Winthard verwickelt gewesen. Kein Wort erinnerte daran. Und die andern taten wie er — setzten ihn über sich und machten ihm Einwände, turg halfen diese für ihn scheinbar so notwendigen Gespräche weiterführen — aber auch sie überschritten diese Grenze nie. Ich süßte mich, durch eine Frage an den merkwürdigen Gedächtnisfehler zu erinnern. Er mochte eine der Abwehrmaßregeln gegen den unerwünschten Kontakt mit jener anderen Welt oder auch etwas anderes sein. Mir war er auf meinem Wege nicht hinderlich. Vielleicht konnte er sogar noch nützlich werden.

Zwei Ereignisse halfen mir auf meinem Wege rascher vorwärts, als ich selbst gehofft hatte.

An einem Abend, an dem ich nicht mit zum Spiel gegangen war, kam Max Weyer allein sehr spät noch zu mir in meine Wohnung. Er war aufgeregt und zerfahren, wie ich es selbst an ihm selten gesehen hatte. Er bat mich fortwährend um Entschuldigung wegen der Störung, und ich sollte ihn doch nicht wegschicken. Er müsse einen Ort haben, wo er sich hinsetzen und ruhig nachdenken könne. „Nachdenken“ — „nachdenken“ wiederholte er immer wieder, während sein Blick gebanntes im Zimmer umherirrte. Dann brach er wieder in seine wütenden Phantasien über Winthard aus. Dieses Spielglück! — Dieses Spielglück! — Dieser Teufel! Und dann nach verworrenem Hin und Her das Bekenntnis: Er habe heute Abend verloren. Viel, weit über die Grenze, bei der er sonst aufhöre. Er könne das Geld ja haben. Aber er wolle es nicht mehr von dort her. Nein — das könne er nicht mehr. Als ich ihn fragte: Warum, schrie er auf: „Lassen Sie mich davon nicht reden!“ Und es klang so verzweifelt, so Bitte und Drohung zugleich, daß ich jeden weiteren Versuch aufgab.

Ich ver sprach ihm das Geld und von seiner Angst erlöst, als ob ihn eben nur noch die Verzweiflung vorwärts gerissen hätte, fiel er nun ganz in sich zusammen.

Ich ging, um die Anweisung an die Bank zu schreiben. Als ich zurückkam, schlug Max Weyer rasch den ausgestreckten Armel hinunter und ließ das kleine Instrument mit einer geübten Bewegung in der Tasche verschwinden. Ich wußte genug. Wer mochte ihm das Morphium verschafft haben? Hatte ich einen geübten Mitarbeiter, der mir unermüdet in die Hände arbeitete? Ich mußte unwillkürlich an die Blitze denken, bei denen ich ein paar mal den sonst so vorsichtigen und beherrschten Dr. Räder er-tappt hatte, wenn Max Weyer in seinen Tiraden über Winthard und Haufffeld schwelgte. Mir unerklärliche, aber unerkennbare Blitze, voll Haß und Verachtung. Max Weyer erging sich in unerhöplichen Dankesbeteuerungen, ich sei sein einziger wahrer Freund, er süßte das längst usw. Er blüßte jetzt förmlich wieder auf und in rasch wiederkehrendem Optimismus war er schon wieder ganz sicher, daß er den Fehler, den er heute gegen sein System gemacht hatte, emenden würde.

Als er ging, wußte ich: Max Meyer war reif für sein Schicksal. Die Scene mit dem alzu groben Spielverlust, dem verworrenen Gejammer, den Dankbarkeitsversicherungen und Freundschaftsbeteuerungen wiederholte sich nun in relativ kurzen Zwischenräumen noch ein paarmal. Nur immer gesteigelter, hysterischer. Gleichzeitig verfiel Max Meyer auch körperlich sichtlich. Die Linien seines Körpers zu hübschen Knabengesichtes wurden scharf und überbetont, seine Haltung war voll energieloser Müdigkeit.

Er war in diesen Wochen viel bei mir. So oft es sich thun ließ, suchte er mit mir allein zu sein und ergab sich mir immer mehr. Aber in seinem wirren Gerede von einer überhöheren Lust, die auf seine Schultern gelegt sei, von heroischem Mut, den er brauche, von einem tragischen Schicksal war trotz aller Mühe auf keinen festen Grund zu kommen. Und vor jeder tastenden Frage schlüßte er sich hinter jenes dunkle Verzweifelte: „Lassen Sie mich nicht reden!“

Aber eines Abends brach auch diese Schranke zusammen. Er sprach von sich und Edith Hilge. Heiße Beteuerungen wechselten mit wilden Anklagen. Er zerbröche unter dieser Liebe, sie nehme ihm den Atem. Es sei eine wundervolle Leidenschaft, und er würde nie davon frei werden, aber er werde an ihr zu Grunde gehen. Wenn er heute so elend sei, so habe sie ihn trotz aller Herrlichkeiten dazu gemacht. Ein dunkles Etwas trieb mich zu Raste und Härte und ich sagte schroffer als ich wollte: „Eine Frau, die beste oder die schlechteste, kann aus einem wirklichen Manne immer nur machen, was er schon ist!“ Da schlug seine Stimmung jäh um, er beteuerte, daß unter Tränen Edith Hilges Namen um Verzeihung, nannte sich ihrer nicht wert und verdamnte sich selbst. Und plötzlich sprach er von Hauffeld, und die ganze Sehnsucht des Schwächlings nach dem stärkeren Manne, der ihn geführt hatte, ohne den er nun keinen Weg fand, brach aus seinen Worten. Ich könnte ihm ein zweiter Hauffeld werden, bat er dann auf einmal. Zu ich sei es ihm schon. Und ich mußte es ihm trotz solcher Abende wie heute bleiben, sonst sei er verloren.

Mein mechanisch sagte ich: Ja! Ja! und beruhigte ihn. Und dabei dachte ich ohne eine Spur von Mitleid: Heute hat er auch diese Grenze überschritten. Heute hat er mit Edith Hilge reden müssen. Jetzt bleibt ihm nur noch sein letztes Geheimnis. Und davon wird er das nächstemal reden müssen.

Und dieses nächste Mal kam bald. An einem Abend, an dem ich ihm wieder Geld zum Ausgleich seiner Spielschuld gegeben hatte, war Max Meyer besonders weich und aufgeschlossen. Da die Summen, die er von mir bekommen hatte, schon ziemlich angewachsen waren, mochte er diesmal eine Abwechslung oder wenigstens harte Vorhalte gefürchtet haben und es doppelt dankbar empfinden, daß nichts dergleichen geschah. Im Gespräch mit mir war er so gerührt, er schien innerlich um irgend-einen Entschluß zu kämpfen, der ihn doch immer wieder entließ. Schließlich raste er sich doch auf und begann zögernd wie ein Kind: „Ich möchte Sie gerne etwas fragen, Herr Grann. Es ist mir sehr, sehr wichtig und ich wollte es schon so oft tun, aber ich fand nie den Mut dazu. Aber Sie haben mir ja schon so viel gekostet. Vielleicht helfen Sie mir auch darin.“

Er machte eine Pause, als ob er im letzten Moment doch wieder vor der Frage zurückzöge. Ich sah ihn ermunternd an, da fuhr er fort: „Sie sind immer so merkwürdig einflussig, Herr Grann, wenn ich über den Tod Winhardts spreche. Halten Sie denn nicht auch Hauffeld für den, der diesen Spielteufel aus der Welt geschafft hat?“

Ich antwortete kurz: „Nein“ und beobachtete Max Meyer mit erwachendem Erstaunen. Befach er — dieses Kind — doch viel mehr Selbstbeherrschung und Bersichtigheit, als ich ihm zugetraut hatte. Jetzt, wo er diese schicksal-

schwerste Frage anschnitt, war in seinem Gesicht nichts zu lesen als die gewählte, zweifelnde Erwartung eines, der umsonst zu bitten fürchtete.

Es war ein helles Ton voller Aufrichtigkeit in seiner Stimme, als er weiter bat: „Sie dürfen mich nicht so kurz abfertigen, Herr Grann! Sie können nicht wissen, wie wichtig, wie furchtbar notwendig das für mich ist. Sie müssen mir alles sagen, was Sie darüber wissen und denken! Ich kann mir, so viel ich mich auch plage, nicht mehr alles zusammenfinden. Ich bestimme mich auf so vieles nicht mehr. Und wenn ich die andern frage, bekomme ich immer dieselben Antworten. Und ich muß doch Tag und Nacht daran denken. Es quält mich so. Ich glaube, es ist, weil Hauffeld daran gestorben ist.“ Seine Stimme sank.

„Sie müssen wissen, dieser Teufel Winhard kommt selbst Nachts und höhnt mich, daß ich nicht mehr alles weiß. Und Hauffeld steht daneben und sieht mich unzufrieden an. Ich schlafe ja nicht mehr! Helfen Sie mir doch!“

Ich war für den Moment völlig überrumpelt. Das war doch eine raffiniert gespielte Komödie. Was war ihr Zweck? Einen Augenblick lang brannte ein jäher Zorn in mir auf. Konnte mich der Junge für so dumm halten, daß er mir die Farce ernstlich glaubhaft machen wollte? Aber ich zwang mich zur Ruhe. Ich konnte jetzt nichts anderes tun als abwarten, Zeit gewinnen.

Ich antwortete ihm betont ungläubig: „Wie sollte ich Ihnen denn helfen können. Ich kann mir das nicht vorstellen.“

Max Meyer bat weiter: „Doch! Sie können mir helfen! Indem Sie mir alles sagen, was Sie über den Tod Winhardts wissen und denken. Sie beobachten ja so scharf und urteilen ja so unparteiisch. Und wenn Sie mir es zeigen, werde ich mich wieder bessern. Ich werde die abgerissenen Fäden wiederfinden und zusammenknüpfen können. Ich werde wieder richtig sehen, wo mir jetzt Gespenster erscheinen. Die Qual wie jetzt wird unmöglich sein. Ich werde endlich wieder Ruhe finden.“ Er bat wie ein Verzweifelter.

Ich überlegte: Wenn ich ihm den Willen tat und die Sache richtig führte, so mußte ich ja bald an einen Punkt kommen, von dem aus ich hinter die Kulissen dieser seltsamen Komödie sehen konnte.

Ich antwortete ihm daher: „Mein lieber Meyer, ich begreife das noch immer nicht ganz. Trotzdem will ich Ihnen den Willen tun. Aber Sie müssen dabei den Weg gelten lassen, den ich wähle, und ihn nicht umbiegen wollen. Ich muß zuerst mit Ihnen alle anderen Faktoren durchgehen und erledigen, damit ich zu dem Einen kommen kann, das Ihnen vielleicht nützen wird. Sie dürfen also nicht ungeduldig werden und mich nicht betreten. Sonst höre ich einfach auf und Sie hören von mir nie wieder etwas über die Sache. Mein Wort darauf.“

Max Meyer versprach alles.

Ich begann also: „Wie Sie vielleicht noch wissen, haben damals die äußeren Indizien alle in Betracht kommenden Personen so ziemlich gleichmäßig belastet. An ihrer Hand ist daher der wirklich Schuldige unter den nur scheinbar Schuldigen nicht sicherzustellen. Wir können sie daher bis zu einem gewissen Grade vernachlässigen, wenn wir ihnen nur nicht widersprechen.“

Aber es gibt innere, psychologische Indizien, wenn Sie es so nennen wollen, die zwar schwerer zu erfassen sind, dafür aber auch so viel schwerer führen. Sie sind wie die Wegweiser der inneren Geschehnisse, der seelischen Forderungen und Notwendigkeiten in jenen Menschen. Und wenn der Weg zu dem wahren Schuldigen zu finden ist, so ist er nur an der Hand dieser Wegweiser zu finden. In dieser Art werde ich Ihnen die Psychobildnisse aller in Betracht kommenden Personen zeigen. — **Ulseri** Wird Ihnen das recht sein?“

(Schluß folgt)

# Der Erbe Hauffelds

2. Fortsetzung. Motto: „Ruhe 1908“

Von Josef Kaiser

Im 100 000 Mark-Preisauschreiben der  
Z. I. B. mit dem Hauptpreis ausgezeichnet

Ich sah Max Meyer ostentativ fragend an. Aber kein Schatten ließ über sein Gesicht, in dem nichts war als gespanntes Hörenwollen. Er nickte nur eifrig bejahend.

Ich mußte also fortfahren:

„Zuerst Arthur Berni. Es ist denkbar, daß er in jener Nacht bei Winhard oben war. Und so, wie er dem Untersuchungsrichter erzählte, ohne Vorzicht als Rächer auftretend, ja in seinen Unvorsichtigkeiten sogar „Zeichen“ sehend den Fallen Winhards entging. Es ist denkbar, aber nicht einmal wahrscheinlich. Denn ob er nun Winhard wirklich selbst getötet oder bereits tot gefunden hätte, er wäre wohl nicht so gegangen, wie er gekommen war. Frei, „als Rächer“. In der Erregung, in der ein Mann wie Berni so oder so darnach sein mußte, hätte er auf dem Rückwege sicher nicht mehr in Unvorsichtigkeiten „Zeichen“ gesucht und wäre also wohl in eine der Fallen geraten.

Daß seine Erzählung unter so viel Hindernissen ein Wöchliches traf, ist wohl einer der Zufälle, die in scheinbar sinnlosem Zusammenstreffen von Unwahrscheinlichkeiten öfter herrschen als man glaubt. Gleichgültig übrigens, ob er oben war oder nicht. Denn war er oben, so hat er sicher nur mehr vor dem toten Winhard gestandert.

Arthur Berni war nicht der Mann, diese Tat zu leisten, ja überhaupt nur „eine wirkliche Tat“ zu tun. Er ist ja nur der Mann der ewigen Geste, der ewig tönenden Prose. Er kann ja nicht mehr sprechen und tun, was er denkt. — er kann ja nur mehr Rollen spielen.

Bei dem Besuch, den er Winhard machte und den uns Gerold schildert, stürzt er herein, wirft die Tür hinter sich zu, läßt alle gesellschaftlichen Formen außer Acht. Warum? Weil man auf seinen Bühnen, in den schlechten Stücken, in denen er spielte, „solche drohende Besuche“ eben in der Art macht.

Und wenn er spricht, so ist es nicht, wie beim normalen Menschen, damit er sagt, was er denkt oder tun will, sondern damit es „klingt“. Nichts als Bühnenphrasen, die nur Schwermere haben wie auf der Bühne. „Im Namen des Schicksals“ spricht er Winhard „das Recht zu leben“ ab. Und nachdem er vor Winhard bereits ganz klein geworden war, erhob er sich wieder, als er sich wenigstens einen „guten Abgang“: „Das ist meine letzte Warnung“, rettete.

Wenn er sich als Mörder stellen will, genügt es ihm nicht auf das Polizeiamt zu gehen, nein, es muß eine „Szene“ am Totenbette Winhards sein. Bei dieser wartet er, bis sich alle in der Nähe Erreichbaren als Publikum versammelt haben, um dann sein tragisches: „Ich bitte mich zu verhaften!“ zu sprechen. Er braucht nicht zu bitten, man würde es auch ohne Bitte besorgt haben.

Vor dem Untersuchungsrichter ist er klein, so lange er in ihm kein tragisch gestimmtes Publikum findet. Er fängt aber sofort zu „tönen“ an, sobald er nur irgendeine Resonanz bei Dr. Hartwegler findet! „D ich habe gute Nerven.“ — „Ich bin stolz auf diese Tat“ — Und darnach bricht er, wie es sich auf der Bühne gehört, sofort in Tränen aus, als er sagt: „Ich habe gemordet!“ Weint ein Mann, der wirklich eine solche Tat hinter sich hat und sich stolz ihrer rühmt, nur, weil er sie einmal beim richtigen Namen nennt?

Und ein richtiger „Latenmensch“ muß er in der entscheidenden Stunde in einer Kneipe Bekannte, die er durch Geste in die „richtige Stimmung“ bringt, um sich verammeln und ihnen Reden von der „großen Tat, die ihm das Schicksal vorbehalten“, reden.

Fünfzehn erfolglose Jahre an Schmierentheatern haben in seiner Seele nichts übrig gelassen, als eine nie ruhende Rollenspieltat und eine ewig hungernde und nie ge-

fättigte Eitelkeit. Jene Eitelkeit, die immer und überall im Vordergrund stehen möchte und nie dazu kam. Er schreibt anonyme Briefe gegen die Gesellschaft, in der er verkehrt. Weil er auch sie haßt, da sie ihn natürlich nicht hoch genug schätzt. Und weil anonyme Briefe auf der Bühne nun einmal zu jeder richtig gehenden Intrigue gehören.

Er eilt sich ordentlich mit der Selbststellung, damit er ja sicher zu den „Armeuren“ dieser Senation gehört. Und er bekommt Witzenfälle, wenn ein anderer ihm den „Ruhm“, „stehlen“ will.

Max Meyer gelang auch jetzt bei dieser deutlichen Erinnerung an seinen Anteil an der Affäre nicht die leibliche Spur von Getroffenheit.

Ich sprach weiter: „Arthur Berni gibt als Motiv hauptsächlich wegen einer Frau an, weil das eines der „bühnenstöhnlichsten“ Motive für einen Mord ist, und er verweigert die Auskunft, wo er in jener Nacht weiter gewesen — sicher zum Teil aus Liebe und Respekt für diese Frau — wie ja diese Liebe vielleicht überhaupt das letzte Wirkliche, Unerlogene in ihm ist — aber doch auch deswegen, weil alle „Kavaliers“ auf der Bühne solche vornehme Distinction üben. Solche Menschen sind für einige Wochen einer sensationellen weithinreichenden Publizität fähig, alles zu ertragen. Berni hätte seine „Rolle bis zum Hauptprozeß durchgeführt, im Geheimen vielleicht auf eine „grandiose Szene“ hoffend, in der sich seine Unschuld offenbaren und ihm doch der „Ruhm“ des „opfermutigen Mitters“ für die „Dame seiner Leidenschaft“ gelassen würde. Und fiel er, nun so war es doch immerhin ein „großartiger Abgang“, im Brennpunkt von hunderten Tausenden von Blicken, wie er nur „Auserwähltes des Schicksals“ zuteil wurde. So schreibt er ja auch seine Memoiren, damit sein „Ruhm“ auch der Nachwelt nicht verloren geht.

Und die zwei Männer, die ich für die zwei kompetentesten Beurteiler aller Personen im damaligen „Kreis“ halte, weil sie die schärfsten Beobachter und die besten Menschenkennner in dieser Gesellschaft waren — Winhard und Hauffeld beklagten meine Ansicht über Arthur Berni. Winhard, der bei dem Drohbesuche Bernis zuerst scharf und interessiert beobachtet, wendet sich dann müde und gleichgültig von ihm ab. Er hat den ewigen Nichtsaufmerksamkeit bald durchschaut. Wäre Winhards Abschiedsbrief an Edith Hilge nicht schon geschrieben gewesen, Berni, „der mit den kranken Augen“, hätte wohl kaum die Ehre erfahren, in diesem Brief überhaupt erwähnt zu werden. Und Hauffeld tut den „Intriguenspieler, der aus allem „eine Aktion im großen Stille“ macht, der für ihn nur existiert, weil eine Frau findet, daß dieser „mittelmäßige Schauspieler“ und „nerdöse Spieler“ ab und zu ein guter Gesellschaftler sei, mit lächelnder Ironie ab. Mein Arthur Berni hat Winhard nicht geiztet.“

Max Meyer antwortete geistesabwesend, als suche er schon weiter, rein mechanisch: „Ich habe auch nie daran gedacht, daß Berni der Täter sein sollte.“ Ich mußte also weitergehen: „Eugen Altritter sieht der Tat viel würdiger aus. In seiner Art ein Latenmensch und ein denkender Kopf. In der Jugend ein berühmter Käufer — was nicht unterschätzt sein soll — ist er, älter geworden, geschickter genug, statt „Ruhm“ die Macht und den Genuß zu wählen, was für ihn gleichbedeutend mit Geld war.

Selten hat einer die heutige Geltung des Geldes besser begriffen wie er. Er allein unter Seinesgleichen weiß, wie viel mehr das Geld mit jeder neuen Empfindung, mit jedem neu gewonnenen Luxus bedeutet. Aber er kann als vorbestrafter Dieb und späterer Organisator des Falchspiels — selbst immer ein absolut fairer Spieler —

das verschiedene Risiko genau abwägen, mit dem Geld gewonnen wird. Und er hatte mit seiner Spielerorganisation bewiesen, daß er es sich mit dem geringsten Risiko zu holen verstand. Er war nicht arm, kein absolut Verzweifelter, der Winhards Geld gerade in den Tagen unbedingt auch um den Preis eines Mordes haben mußte.“ Auch diese Erinnerung ging an Max Wesper spurlos vorüber. „Schon ein Raub lag nicht mehr auf Altritters Linie. Aber die immerhin beträchtliche Summe und die ihm von Winhard selbst gebotene selten günstige Kenntnis der Gelegenheit, verführten ihn doch. Aber ein Raubmord, der für ihn das höchste Risiko einschloß, mit dem Kopfe zugleich den Geldbesitz, mit dem Gelde zugleich das Äußerste an Macht und Genuß zu verlieren! Dazu gab es für ihn kein Motiv. Weder ein äußeres noch ein inneres. Kein äußeres: denn bei der künstlichen Betäubung, die Winhard zweifellos als Schutz gegen den in dem letzten Moment sich aufbäumenden, nicht mehr bewußt kontrollierbaren Lebenswillen gewählt hatte, konnte er das Geld, auf das es ihm allein ankam, auch ohne Mord nehmen. Und daß er diesen abnormal tiefen Schlaf rechtzeitig wahrnahm, war bei ihm, dem alten berühmten Käufer, der vor einem Angriff rein instinktiv blitzschnell jede Chance abwog, und bei seiner ganzen langtrainierten Kolbblütigkeit gewiß.“ Altritter hatte aber auch kein inneres Motiv zu einem Raubmord. Er hatte keinen Grund zu persönlichem Haß gegen Winhard und auch keinen andern Grund Winhard aus dem Wege zu schaffen. Im Gegenteil — die von Gerold geschilderte Art, wie Altritter die Begegnung zwischen Winhard und Hauffeld belauerte, beweist, daß er den Kampf zwischen diesen beiden Männern erriet. Und in seiner vorhergehenden Unterredung mit Winhard bewies die enttäuschten Worte: „da wir sonst nichts Geschäftliches berühren“, und seine plötzliche Heftigkeit als Winhard von der Absicht spricht, sich mit dem Menschen zu veröhnen, dafür, daß er sich vielleicht im Stillen einen lohnenden Auftrag in diesem Kampfe erhofft. Er konnte das Geld nehmen und mit seiner Geldgier zugleich den lohnenden Ehrgeiz befriedigen, seinem eventuellen künftigen Auftraggeber durch den geschickten Diebstahl zu beweisen, wie viel er wert war. Aber Winhard töten? Ohne jede Not eine aussichtsreiche Chance vernichten, die noch offen war?!

Dagegen spricht auch Altritters Äußerung von dem „Wert des Menschenlebens“, der „sehr im Kurs gestiegen sei“, nicht — wenn sie auch als Antwort auf Winhards auffällenden Hinweis, daß das Geld unter seinem Kopftissen liege und ohne sein Leben nicht zu haben sei, auf den ersten Blick zu aussieht. Denn Hauffeld, dieser scharfe Menschenkenner, sagt von Altritter, daß er der Anziehungskraft ihm Überlegener sehr zugänglich sei. Und so mag Altritter wohl für den Augenblick dem vielfach übermächtigen Willen Winhards, der ihn aus ureigensten Gründen als „Raubtier auf seine Fährte setzen“ und ihm dazu den Raubmord suggerieren wollte, unterlegen sein. Ebenso leicht einzusehen ist aber, daß Altritter sich, kaum daß er dem unmittelbaren Bannkreis dieses souveränen Willens entzogen war, wieder auf seine nervenfreie, lang trainierte Methode vom geringsten Risiko besann und darnach handelte.

Dagegen spricht weder Altritters entgeisterte Flucht aus dem kleinen Café, nach der er verhaftet wurde. Er wußte, auch ohne daß er einen Mord zu verbergen hatte, was für eine hohe Strafe für ihn, den vorbestraften Einnahmeheld, aus diesem neuen Raubzug in Frage kam. Noch daß er den einen Laufendmarkshein bei Winhard legen ließ. Er kann durch einen Späterkommenden gebürt worden sein. Oder er sagte sich nach einer kleinen Angeldlichkeit bewußt, daß er am Bette eines wenn auch tief schlafenden Winhard nicht zu riskieren arbeiten dürfe und schloß sich nicht arm genug, um für einen kleinen Teil die ganze Beute neu aufs Spiel zu setzen.

Der Mann, dessen Kopf geschick genug war, zu denken, daß er in schlechter Kleidung als ostentativer Deklassierter weniger verdächtig auffalle wie als eleganter Hochstapler, und dessen äußeres Revenuetraining so gut war, daß er bei einer so riskierten Tat wie dem Diebstahl bei einem Winhard einen so überlegenen Beobachter wie Hauffeld im Part ausspürte — das war nicht der Mann, der sein Ziel, das er billiger haben konnte, um die höchste Straffumme, wie sie auf Raubmord steht, erkaufte. — „Max hoch Hauffeld —!“

Ich fuhr fort: „Ob Hauffeld Winhard getötet hat, das könnte mit äußerer Sicherheit nur einer sagen und der schweigt für immer. Das war Hauffeld selbst.“

Am ihm scheitern alle Kombinationsversuche. Dazu ist er, der Einsame, der allein begriffen hatte, „wie wahnsinnig es sei, in der Sekunde zwischen zwei Ewigkeiten an Werte aller Art zu glauben,“ an äußeren und inneren Mitteln viel zu überlegen gewesen. Ein Mensch, der „seiner Seele Brüden bauen muß, um leben zu können,“ ist dem mechanischen Begreifen derer, die das Leben ernst nehmen, unzugänglich.

Aber so hartnäckig sich solche Aufnahmsnaturen nach dieser Seite verschließen, einem bleiben sie doch zugänglich. Dem, der sich ihnen in voraussetzungslosem, künstlerischen Nachempfinden nähert. Denn solche Persönlichkeiten, das Wort in seiner wahrensten Bedeutung, haben, wie in der Kunst so auch im Leben, ihren ureigensten Stil, der allen ihren Gedanken und Handlungen unverkennbar eingeboren ist und sie von allen andern als ihnen gehörig unterscheidet. Hauffeld hatte diesen ureigensten Stil. So wenig wie in der Malerei eine Arbeit Rembrandts mit der eines Stümpers, so wenig kann im Leben eine Tat Hauffelds mit einer gewöhnlichen verwechselt werden. Und die Ermordung Winhards war ein gewöhnlicher Mord, keinesfalls Stil Hauffeld. Hauffeld wollte zwar alles daran setzen, um Winhard aus dem Leben Ethis Hilges zu beseitigen, aber bei seinen fast unbegrenzten inneren und äußeren Machtmitteln ist mancher Weg denkbar, wie er das auch ohne Mord erreichen konnte. Aber selbst wenn er seinen Mann mit dem Tode treffen wollte, dann traf er ihn anders.

Hauffeld hatte in Entbehrung jedes andern den „guten, vollwertigen Ernst des Sportes“ als seinen Lebensinhalt gewählt und das Gesetz des fairen Kampfes war wohl das einzige, dem er sich bewußt und infolge des jahrelangen Trainings wohl auch unbewußt unterwarf. Hauffeld hatte Winhard eben erst einen Warnungsbesuch gemacht, dessen Gefahren er für nichts achtete, weil es einen Achtungsbeweis galt für den, der einst sein Freund gewesen war und den er als „seinesgleichen“ wertete. Gegen diesen Mann kann Hauffeld nicht mit dieser brutalen Eile und in dieser gewöhnlichen Art zugegriffen haben.

Hauffeld ist schon der bloße Gedanke daran, daß ein Mann wie Winhard, „seinesgleichen“, — ein gewöhnliches Raubtier wie Altritter — durch das zur Schau gestellte Geld auf sich locke, unangenehm gewesen. Wenn er nach seiner Art diese Mißbilligung Winhard auch sehr zurückhaltend ausdrückte, sie ist doch klar zu sehen. Hauffeld hat selbst dem Detektiv Grann — erkaufen Sie, daß ich in der dritten Person von ihm spreche; es war ja doch ein ganz anderer Grann — gegenüber mit stolzender Berachtung das Gesetz von der „gleichen Chance, das unter Menschen von Klasse nie verletzt werden dürfte“, verfochten und gehalten. Und es waren nicht bloße himmlische Worte, sie waren ecklich, denn sie trugen ganz Hauffelds innerstes Gepräge. Und Hauffeld hat es nach seinen eigenen Worten trotz eines jaß aufflammenden Triebes nicht vermocht, auf Grann — von dessen „Klasse“ er damals noch nicht einmal überzeugt war — die Waife zu richten. Weil er entgegen dem Gesetz von der gleichen Chance einen Unbewaffneten, Wlhnungslosen vor sich hatte.

(Schluß folgt.)

# Der Erbe Hauffelds

Von Josef Kaiser

Im 100000 Mark-Freiaus Schreiben der  
Z. i. B. mit dem Hauptpreis ausgezeichnet

Schluß. Motte: „Robe 1908“

Derselbe Hauffeld kann nicht einen Winhard, der sich in selbst gewählter Ohnmacht und Wehrlosigkeit jeder beliebigen anschließenden Bestie freiwillig zum Opfer bot, niedergestossen haben. Und daß Hauffeld mit jenem immer tatbütigen, trainierten, blitzschnell ersessenden Blick Winhards Betäubungsschlaf sofort erkannte, ist nicht anzuzweifeln. So viel Hauffeld sonst konnte, diese Schlächtung eines Ohnmächtigen konnte er nicht. Einfach weil sie seiner innersten Natur zuwider, weil sie nicht sein Stil war.

Dagegen beweist es nichts, daß Hauffeld Gerolds Abwesenheit in jener Nacht mit ein paar tausend Mark erkaufte, daß er in jener Nacht im Park, vielleicht sogar in Winhards Zimmer war, daß er vor dem Besitz des gefährlichen Messers nicht zurückschreckte und sich selbst selbst „um das Erlebnis einer Unternehmungshaft“ bereicherte.

Das waren zum Teil Vorbereitungen einer andern Tat als die jener Nacht eine war. Zum Teil war es Sport. Hauffeld trieb es ja als Lebenssport, die Schicksalsfäden der Menschen um Edith Hülge in seiner Hand zu vereinigen und sie so zu führen, wie er es für das Glück jener Frau nötig hielt. Die Hemmungen, die bei einem andern gegen ein so gewagtes Spiel sprächen, existierten ja für ihn nicht.“

Mag Weyer sah mich mit ehrlich ratlosen, vergrübelten Augen an. Er sprach stoßweise, mit kurzen schmerzhaften Pausen, als gehe er dazwischen immer wieder auf die Suche: „Hauffeld nicht — das verheißt ich jetzt — —! Aber wer dann — ?! Wer dann?!“

Seine Hartnäckigkeit, deren Ruhlosigkeit er in diesem Moment doch schon selbst einsehen mußte, empörte mich. Ich sagte hart: „Es bleiben nur mehr zwei Personen, an die man denken kann. Die eine davon ist Edith Hülge. Wollen Sie sagen, daß diese Frau mit eigener Hand den Mordstoß geführt hat. Sie, die öfter als einmal hatte fühlen dürfen, wie sich selbst ihre kaum bewußten Träume, ihre unausgesprochenen Wünsche so viel Basallen und Helfershelfer schaffen, als sie wollen?“

Mag Weyer hob wie in bestürzter Abwehr die Hände, als sähe er etwas Entsetzliches, Unertagliches und stieß dann heraus: „Wie sollte ich daran nur denken! Aber wer bleibt dann noch — ? Wer ist die zweite Person — ?“

Ich wollte auffahren, mit beschimpfenden Vorwürfen und der rickhaltlos herausgeschleuderten Anklage über ihn herfallen. Aber als ich in seine Augen sah, wußte ich, das war keine Komödie gewesen, wie ich georgwöhnt hatte. Der Mann vor mir fragte ehrlich. In Mag Weyer war etwas Käsehaftes gesehen. Ich war so überumpelt, daß ich Mag Weyer trotz seines stürmischen Drängens auf den nächsten Abend vertrauete und den Widerrichtigen kurz verabschiedete. Ich mußte Zeit und Ruhe haben, um mir klar zu werden.

Es war nicht anders möglich, mit Mag Weyer mußte Folgendes gesehen sein: Entweder war Mag Weyer einige Zeit vor und nach seiner Befreiung wirklich gelbesgeblutet gewesen, und es war ihm nach dieser Störung das Gedächtnis für vieles und darunter auch für seine Rolle in der Affäre Winhard nicht wiedergekehrt. — Oder man hatte ihm, der nach Hauffelds Zeugnis ein sehr gutes Medium war, durch raffinierte und ständig wiederholte Suggestion seinen Anteil an jenen Tagen ins Dunkel gelaucht.

Etwas wie Mitleid kam mich an. Jetzt, trotz seiner Qualen, war Mag Weyer noch ein Gütlicher gegen das, was er nun werden sollte. Aber dann fiel es fast, hart fast wie daß in mir auf: Mord blieb Mord. Ich hatte die andere

Welt nicht verlassen, um Mitleid, sondern um eine neue Gerechtigkeit zu üben.

Als Mag Weyer am nächsten Abend kam, sah man ihm an, daß er eine gedankendurcharbeitete Nacht und einen qualvollen Tag hinter sich hatte. Als er merkte, daß ich kurz und einfüßig war, bat er fast unter Tränen, ich müßte weitergehen und ihm alles sagen. Seit gestern sei es noch schlimmer. Es sei in seinem Hirn, als ob viele Schleier fortwährend fliegen und wieder fielen. Aber so rasch, daß er nicht klar erkennen könne. Einmal ohne er hinter einem Schleier etwas Freudiges, Erhebendes, dann wieder fürchtete er etwas Entsetzliches.

Ich tat also, was ich als die Vollenbung meiner Aufgabe ansah. Ich begann:

„Von dem Einen, Lezten, der noch bleibt, weiß ich das: Ein nach den Ergründungen seiner Mutter schwacher, verträumter, lebensfremder Knabe wächst zu einem haltlosen jungen Mann heran, der sein ohnehin leidendes Nervensystem durch die gefährlichsten aller Spielweisen, durch das blinde, fanatische Systemspiel, völlig gerrütet. Ein phantastischer Schwächling, der dem Gelde und der Macht, die er im Leben zu erringen untauglich ist, am Spielisch nachjagt und sie ohne Mühe zu erobern hofft. Selbst ein Spielball, — jeder Regung, jedem Impuls ohne Hemmung hingegeben. Ein Schulbeispiel von männlicher Hysterie. Dieser Mensch ist in jeder Erregung, einer kleinen oder großen, sofort ohne jedes Augenmaß, ohne jeden Halt und ohne jede Grenzen. Aber auch die Erregungen schlagen jeden Augenblick um. Ein ewiges Auf und Ab.“

In der Erregung eines Spielverlustes zum Beispiel kann er eben einen ihm völlig Fremden ansprechen und ihm sein Unglück klagen. In den nächsten Augenblicken bestimmt er sich, sucht Haltung zu finden und holt die verfallenen Formen nach, um schon wenig später wieder in derselben Haltlosigkeit und Verlorenheit dem Fremden ein unerprobtes System mit dem Glauben an einen Erfolg anzubieten.“

In Mag Weyers starr auf mich gerichteten Augen war nichts zu lesen. Er schien wie in einem Krampf, in dem jede Regung gelähmt war. Ich sprach weiter: „Vielleicht wäre sein Leben wie so viele Spielerleben im blinden Auf und Ab der einseitigen Erregungen für andere interesselos abgelaufen.“

Aber er steckte eine Frau von ganz seltener Art und wurde wieder geliebt. Und selbst diese lebensfremde Schwächling fühlte, daß diese Liebe nichts Alltägliches war und doppel und dreifach verpflichtete.

In einer entscheidenden Stunde ihres Lebens erhielt er von dieser Frau eine für sie nicht wieder beschaffbare Summe Geldes, die zu ihrer beider Glück und Zukunft unumgänglich nötig war. Und verpielte das Geld.“

Mag Weyer stöhnte auf. Es war wie der Klagelaut eines Tieres. Jetzt waren alle Schleier zerfallen. Jetzt sah er wieder alles. Er machte nicht einmal eine Bewegung, mich zu unterbrechen, und ein dunkles Etwas zerrieb jedes Mitleid in mir und ich konnte hart bleiben: „Das Geld muß ersetzt werden. Das Glück, die Achtung und die Liebe jener Frau gehen mit ihm verloren. Er macht die sinnlosesten Versuche dazu, wie die zum Verkauf seines Systems. Und während er in Verzweiflung nach einem Ausweg irrt und sucht, sitzt Winhard in kalter Ruhe neben ihm und gewinnt so wie jeden andern Abend das Doppelte jener Summe, die die Rettung wäre. Da schlägt in ihm der Haß empor, der in jedem unglücklichen Spieler gegen den glücklichen latent lebt. Er haßt

„Diese Bestie, die kein Recht zu leben mehr hat“, diesen „Toten“, der den Lebenden das so mächtige Geld raubt. „Wenn er Sicheres wüßte —“ Aber der Haß ebbt in diesem Hysteriker für den Augenblick wieder ab, nur der blinde rasende Trieb: „die Summe muß — muß beschafft werden,“ brennt weiter. Er verrennt sich in den sinnlosen Gedanken, Winhard zu folgen und ihn um das Geld zu bitten. Er folgt Winhard wirklich. Und als er das Vergebliche dieses Mittels erkennt, da brennt die Verzweiflung zur Raserei in ihm auf und treibt ihn weiter. Der verzehrende Drang nach dem Schicksalsgelde, das hier ruht, der Haß des unglücklichen Spielers gegen den allzuglücklichen, und rauschartig aufsteigend die Sehnsucht auch einmal einer jener Starken der Tat wie Hauffeld zu sein, die in jedem schwachen Phantasten schummern — sie alle reißen ihm die besinnungslose Hand zum Stoß. Er hat nicht gesehen, daß er einen Betäubten vor sich hat, hat nicht einmal daran gedacht, daß man das Geld vielleicht auch ohne den Todesstoß nehmen kann. Als er nach einer Unterredung mit jener Frau weiß, daß trotz des Geldes nun jede Hoffnung auf ein gemeinsames Glück und eine gemeinsame Zukunft zerbrochen ist, geht er und legt ein Geständnis ab. Er hat kein Motto, ein falsches Geständnis abzulegen. Er nennt sein wahres Motiv, das ganz er ist: „Ich habe es nicht länger ertragen können.“

Winhard, der schärfste Kenner des „Kreises“, seiner Menschen und seiner Gesetze, nannte in seinem Abschiedsbriefe an Edith Hilge den Mörder richtig voraus: „Und wieder treffe ich Dich mit ihm, denn gerade er wird Deinem Herzen am nächsten stehen.“ Winhard wußte, daß um diese Frau dunkle elementare Notwendigkeiten des Geschehens walteten, und daß unter ihrem Zwange auf rätselvollen Wegen der Meistgeliebte — der „Latentuer“ „der Wunschfüller“ werden muß.

Er hatte richtig geahnt: Max Meyer, den Edith Hilge damals am meisten liebte, mußte sein Mörder werden.“ Max Meyer fuhr beim Klange seines Namens jäh auf. Einige Augenblicke stand er schwankend und starrte mich mit weitoffenen leeren Augen an. Einen Augenblick lang war es, als wollte er sich auf mich stürzen. Dann war er fort.

Am andern Morgen brachte mir Dr. Röder die Nachricht vom Tode Max Meyers.

Als ich neben Edith Hilge vor dem Toten stand, sprach sie mit einer seltsam ferneher klingenden Stimme: „Es ist gut, daß er es getan hat — sonst hätte — — am letzten Ende — — ich es tun müssen.“ Und sie brach auf das Lager des Toten zusammen.

Was mußte sie neben diesem hofflosen Schwächling in seinen gespensterreichen Nächten gerungen und geklitten haben. In dem Augenblick fiel alle Blindheit von mir ab. Jetzt wußte ich, wie ich in die Welt Edith Hilges gekommen war. Nicht ein neuer Dienst der Gerechtigkeit hatte mich getrieben, ein dunkler Ruf hatte mich gerufen. Ich hatte Max Meyer nicht gerächt, sondern ich hatte ihn einfach verrichtet, weil ich dunkel fühlte, daß er Edith Hilges Unglück war.

Ja ich war wirklich ein ganz anderer, ein ganz neuer Mann geworden. Und jetzt wußte ich auch, was ich in Edith Hilges Welt sollte. Edith Hilges Glück schaffen. Ich sollte Hauffelds Erbe sein. Ich höre die Warnungen, die sich erheben. Aber das Andere ist stärker als sie und ich.

Und der Weg, den ein Winhard und ein Hauffeld ging, ist — was man auch sonst sagen mag — jedenfalls ein echter Männerweg.

Und das muß an den Kreuzwegen des Lebens einem Manne genug sein.

Adalbert Grann